

-digital only- ERFAHRUNGEN

TONI MAGUIRE

Was hast du getan, Papa?

Die erschütternde Geschichte
eines Missbrauchs

lÜbbe

Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über die Autorin
Titel
Impressum
Widmung
Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht
Neun
Zehn
Elf
Zwölf
Dreizehn
Vierzehn
Fünfzehn
Sechzehn
Siebzehn
Achtzehn
Neunzehn
Zwanzig
Einundzwanzig

Zweiundzwanzig
Dreiundzwanzig
Vierundzwanzig
Fünfundzwanzig
Sechsundzwanzig
Siebenundzwanzig
Achtundzwanzig
Neunundzwanzig
Dreißig
Einunddreißig
Zweiunddreißig
Dreiunddreißig
Vierunddreißig
Fünfunddreißig
Sechsunddreißig
Siebenunddreißig
Achtunddreißig
Neununddreißig
Vierzig

Über dieses Buch

Niemals wird Toni vergessen können: Mit sechs Jahren wird sie das erste Mal von ihrem Vater missbraucht. Über Jahre hinweg muss sie diese Tortur über sich ergehen lassen, während ihre Mutter einfach wegschaut. Schließlich gelangen seine schrecklichen Taten endlich an die Öffentlichkeit, und Tonis Vater wird verhaftet.

Doch als das junge Mädchen gerade glaubt, es wäre endlich sicher, kommt er wieder frei – und kehrt nach Hause zurück. Toni muss ihr Elternhaus verlassen. Traumatisiert und völlig auf sich allein gestellt wird sie jedoch kurz darauf in die Psychiatrie eingewiesen. Es beginnt ein langer schwerer Weg – voller Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Aber trotz aller schlimmen Erlebnisse bleibt Tonis Wille ungebrochen und sie kämpft. Gegen ihre Vergangenheit und für eine bessere Zukunft.

Über die Autorin

In ihren Memoires »Kein Wort zu Mami« und »Was hast du getan, Papa?« erzählt Toni Maguire ihre eigene erschütternde Geschichte als kleines Mädchen, dessen Kindheit vom eigenen Vater zerstört wurde. Heute arbeitet Toni als Autorin mit anderen Missbrauchsopfern zusammen, die ihre Geschichten ebenfalls zu Papier bringen wollen.

Toni Maguire

Was hast du getan, Papa?

Die erschütternde Geschichte eines Missbrauchs

Aus dem Englischen von Thomas Hag

lübbe

Deutsche Digitalausgabe

Für die Originalausgabe:
© Copyright 2007 by Toni Maguire

Originalausgabe: »When Daddy Comes Home«

Erste deutsche Ausgabe:
© Copyright 2011 by RM Buch und Medien Vertrieb GmbH

Für diese Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: © Christin Wilhelm, www.grafic4u.de
E-Book-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpär (www.3wplusp.de)

ISBN 978-3-7325-8288-4

www.bastei-entertainment.de
www.lesejury.de

*Für Alison Pierce.
Für dreißig Jahre Liebe und Freundschaft.
In guten wie in schlechten Zeiten.*

*Die Seele einer Kindheit verabschiedete sich
klammheimlich und leise und ohne jedes Aufhebens.
Das kleine Mädchen, dem sie gehört hatte, verstand weder,
wohin sie gegangen war, noch, warum.
Doch sie vermisste sie, denn seit ihrem Verschwinden war
sie einsam.*

Eins

»Ich bin erwachsen, mit der Vergangenheit habe ich abgeschlossen«, sagte ich mir, während ich an jenem Schreibtisch stand, an dem meine Mutter ihr Haushaltsbuch geführt hatte.

Da verschaffte sich mein Unterbewusstsein Gehör, eine Stimme, die mich verspottete.

»Die Vergangenheit ist niemals abgeschlossen, Toni. Die Vergangenheit macht unsere Persönlichkeit aus.«

Kaum hatte sich die Stimme in meinem Kopf Gehör verschafft, meldeten sich meine verräterischen Erinnerungen aus der Zeit, als ich noch das Mädchen Antoinette war.

Antoinette. Allein der Name erfüllte mich mit Traurigkeit.

Ich schob diese Erinnerungen in den hintersten Winkel meines Bewusstseins zurück und zog eine Schublade des Schreibtischs auf, des einzigen Möbelstücks, das aus dem letzten gemeinsamen Heim meiner Eltern übriggeblieben war. Ich fand den Grundbuchauszug und legte ihn zur Seite, um ihn dem Notar zu geben. Darunter lag eine alte lederne Brieftasche mit verschiedenen Banknoten, insgesamt zweihundert Pfund.

Des Weiteren Briefe, mit den Jahren vergilbt, und drei Fotos, die schon dort gelegen haben mussten, ehe meine Mutter starb. Eines zeigte meine Mutter und mich, als ich ein Jahr alt war, eines die Eltern meiner Mutter, wieder ein anderes meine Großmutter im Alter von etwa dreißig.

Die Briefe weckten meine Neugier. Verfasst in gestochen scharfer Handschrift, waren sie an meine Mutter adressiert. Ich öffnete einen, der sich als Liebesbrief entpuppte, geschrieben von einem jungen Mann, den der Krieg von seiner Familie getrennt hatte. Er war voller Freude über die Geburt des Töchterchens, das er erst ein Mal gesehen hatte. Anlässlich ihrer Geburt hatte er Sonderurlaub bekommen und war für kurze Zeit nach Irland gereist. Nun vermisste er seine Frau und das Neugeborene sehr. Die Tinte war über die Jahre verblasst, doch ich konnte die Worte noch immer entziffern.

Mein Liebling, hatte er geschrieben, *du weißt ja nicht, wie sehr ich dich vermisse ...* Während ich weiterlas, traten mir Tränen in die Augen. So viel Liebe sprach aus diesen Zeilen, und ein paar Sekunden lang glaubte ich die Worte sogar. Der Soldat erzählte seiner Frau, er sei zurzeit in Belgien stationiert, wo er als Mechaniker in der Nachhut der vorrückenden Armee eingesetzt wurde.

Und gewiss war er dort der Schwarm der hübschen Fläminnen, dachte ich bitter, die empfänglich waren für sein ansteckendes Lächeln.

Der Brief endete mit den Sätzen: *Ich stelle mir vor, wie Antoinette inzwischen gewachsen ist. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, seit ich sie zuletzt gesehen habe. Ich zähle die Tage, bis ich euch beide wieder in den Armen halten kann. Sag ihr, dass ihr Papa sie liebt und es kaum erwarten kann, wieder bei ihr zu sein. Gib ihr einen dicken Kuss von mir.*

Während ich auf die Worte hinabstarrte, die vor vielen Jahren auf dünnes Papier geschrieben worden waren, kämpfte ich gegen die Trauer, die mich erneut zu überwältigen drohte – eine tiefe Trauer über das, was hätte sein können und sein müssen. Ein intensiver Schmerz durchströmte mich. Ich taumelte zum nächsten Stuhl und ließ mich kraftlos daraufsinken. Unwillkürlich wanderten meine Hände an den Kopf, ich presste die Handflächen

gegen die Schläfen, als könnte ich so die Bilder verjagen, die sich mit Gewalt Zugang zu meinem Geist verschafften.

Es schien, als wäre in meinem Kopf ein Projektor eingeschaltet worden. Ein Strom ungebeter Erinnerungen durchflutete mich: Ich erblickte Antoinette, das mollige Baby, das seine Mutter mit kleinkindlicher Unschuld anlächelte. Und ich sah sie als das Mädchen vor mir, das einige Jahre später aus ihr geworden war, nachdem ihr Vater ihr das Wesen der Kindheit geraubt hatte; er hatte ihr die Unschuld geraubt, die Freude und das Staunen, und diese durch Albträume ersetzt. Von da an gab es keine heiteren Tage mehr für sie. Stattdessen war die Angst ihr ständiger Begleiter, und ihr Leben spielte sich im schattigen Grau ab.

Warum?, fragte ich mich über dreißig Jahre später.

Eine mahnende Stimme in meinem Kopf meldete sich zu Wort: »Hör auf, ihn mit den Maßstäben zu messen, mit denen man normale Männer misst, denn er war nicht normal. Wenn du das jetzt immer noch nicht akzeptieren kannst, wirst du es nie können.«

Ich wusste, dass die Stimme recht hatte. Doch Erinnerungen, die ich all die Jahre unter Verschluss gehalten hatte, drangen mit Gewalt an die Oberfläche, zerrissen den schützenden Nebelschleier vor meinem Geist.

Ich sah das Bild des Mädchens so lebendig vor mir, als wäre es gestern gewesen: eines Mädchens, das noch nicht einmal das Teenageralter erreicht hatte. Ich spürte ihre Verwirrung, Verzweiflung und das Gefühl, verraten worden zu sein. Ich sah sie zutiefst verängstigt und verstört, in ihrer Einsamkeit unfähig, zu begreifen, warum sie so leiden musste. Ich sah Antoinette, das Opfer.

Antoinette – das Mädchen, das ich einmal war.

Zwei

Es war der Tag der Gerichtsverhandlung.

Antoinette saß auf einer harten, unbequemen Bank vor dem Gerichtssaal und wartete darauf, als Zeugin aufgerufen zu werden. Eingerahmt von den einzigen beiden Menschen, die ihr beistanden, einem Polizeibeamten und dessen Frau.

Mit Grauen hatte sie diesem Tag entgegengesehen. Dem Tag, an dem ihr Vater für sein Verbrechen zu einer Haftstrafe verurteilt werden sollte. Der Polizeibeamte hatte ihr das klargemacht, als er ihr erzählte, ihr Vater habe sich schuldig bekannt. Deswegen würde ihr ein Kreuzverhör erspart bleiben, doch das Gericht würde wissen wollen, ob sie sich als »willige Partnerin« gezeigt hatte oder aber ein Opfer wiederholter Vergewaltigung gewesen war. Die Sozialarbeiter hatten ihr die Situation erklärt. Mit ihren vierzehn Jahren war sie alt genug, um zu verstehen, was man ihr erzählte.

Äußerlich ruhig saß sie da und versuchte, ihren Gedanken zu entfliehen. Stattdessen konzentrierte sie sich auf die glücklichste Phase ihrer Kindheit. Fast auf den Tag genau vor zehn Jahren hatte ihre Mutter ihr einen Welsh-Terrier-Welpen geschenkt, den sie Judy nannte. Von der ersten Sekunde an hatte sie Judy geliebt, und der kleine Hund hatte ihre Zuneigung erwidert.

Jetzt, in diesem Moment, wartete Judy zu Hause auf sie. Antoinette versuchte, das Gesicht ihres Hundes heraufzubeschwören. Das Bild von dem Tier, dem einzigen

Lebewesen, das sie immer, ohne Unterlass und bedingungslos geliebt hatte, wäre ein Trost gewesen. Doch so sehr sie sich auch anstrengte, die Züge des kleinen Hundes verblassten und wurden verdrängt von der Erinnerung an ihren sechsten Geburtstag, an dem sie zum ersten Mal von ihrem Vater missbraucht worden war.

Bald missbrauchte er sie dreimal in der Woche. Solange sie noch ein kleines Mädchen war, legte er eine gewisse Vorsicht an den Tag, doch dann nahm er sie immer gewaltsamer, wobei er sie mit Whiskey betäubte. So ging es über Jahre, während sie schwieg, eingeschüchtert durch seine Brutalität und Drohungen, die Familie würde sie verstoßen, mit Schimpf und Schande davonjagen, und man würde ihr die Schuld geben.

Kurz nach ihrem vierzehnten Geburtstag war sie dann schwanger geworden. Nie würde sie die Atmosphäre der Angst vergessen, die über dem Haus lag, als sie sich jeden Morgen übergab und ihr Bauch zusehends anschwell. Bis ihre Mutter ihr schließlich kalt und gefühllos mitteilte, sie würde mit ihr zum Arzt gehen. Und der eröffnete ihr, sie erwarte ein Kind. Als er zu ihr sagte: »Du musst mit jemandem Sex gehabt haben«, erwiderte sie: »Nur mit meinem Vater.«

Einen Moment lang herrschte ein unheilvolles Schweigen, ehe er fragte: »Wurdest du vergewaltigt?«

Sie wusste nicht einmal, was eine Vergewaltigung ist. Der Arzt suchte ihre Mutter zu Hause auf, um mit ihr das weitere Vorgehen zu bereden, und sie einigten sich auf eine heimliche Abtreibung. Zum Wohle der Familie sollte der Eingriff in aller Stille stattfinden, doch Antoinette machte ihnen einen Strich durch die Rechnung, indem sie jemanden in ihr Geheimnis einweihte. In ihrer Verzweiflung vertraute sie sich einer Lehrerin an und erzählte ihr alles. Die wiederum wandte sich ans Jugendamt. Daraufhin wurden Antoinette und ihr Vater verhaftet.

Sie erzählte der Polizei alles haarklein, angefangen von ihrem sechsten Geburtstag, als das Verhängnis seinen Lauf genommen hatte. Dabei versäumte sie nicht, zu sagen, dass ihre Mutter nichts gewusst habe. Antoinette hatte sich selbst glauben gemacht, dass dies der Fall war, und klammerte sich an diese Illusion wie eine Ertrinkende an einen Rettungsring.

Äußerlich wirkte das Mädchen ruhig und gefasst, während es darauf wartete, in den Zeugenstand gerufen zu werden. Flankiert von dem Polizisten und dessen Frau, saß sie reglos da. Ihre Mutter war nicht im Gerichtssaal erschienen. Antoinette trug einen grauen Rock und den Blazer ihrer alten Schuluniform, der lose an ihrer schmalen Gestalt hing. Ihr braunes, zu einem Pagenkopf frisiertes Haar reichte ihr bis zu den Schultern. Sie war ein hübscher Teenager mit bereits weiblichem Körper und dem verletzlischen Gesicht eines Kindes. Ihre Leichenblässe und die tiefen Ringe unter ihren Augen zeugten von schlaflosen Nächten. Das nervöse Zucken ihres rechten Augenlids war die Folge der heftigen psychischen Anspannung, unter der sie stand. Doch abgesehen davon war ihr Gesicht ausdruckslos.

Die noch nicht lange zurückliegende Abtreibung und ihre darauf folgende Erkrankung hatten sie ausgezehrt und geschwächt. Der Schock und die Depression verliehen ihr eine künstliche Ruhe, die Außenstehende mit der Gefasstheit eines Kindes verwechselten, das ungewöhnlich reif für sein Alter ist.

Infolge ihres Martyriums waren ihre Emotionen abgestumpft, und während sie darauf wartete, aufgerufen zu werden, fühlte sie kaum etwas. Sie wusste, dass sie nach der Gerichtsverhandlung nach Hause gehen würde, zu einer Mutter, die sie nicht mehr liebte, und in eine Kleinstadt, die ihr die Schuld für das gab, was sie durchgemacht hatte. Doch sie hielt sich eisern an die

Strategie, die sie sich über Jahre antrainiert hatte, und unterdrückte alle ihre Emotionen so gut es nur ging.

Als die Tür des Gerichtssaals aufschwang und der Gerichtsdienner raschen Schritts heraustrat, hatte das Warten ein Ende. Sie wusste, dass sie nun an der Reihe war.

»Antoinette Maguire, der Richter will dir ein paar Fragen stellen.« Er bedeutete ihr, ihm zu folgen, dann machte er kehrt und steuerte wieder auf die Tür des Saals zu.

Der Polizeibeamte und dessen Frau lächelten ihr aufmunternd zu, doch Antoinette bemerkte es nicht. Sie heftete den Blick auf den Rücken des schwarz uniformierten Gerichtsdienners, der vor ihr her in den Saal ging. Kaum war sie eingetreten, ließ die beklemmende Stille sie innehalten, und ohne zur Anklagebank zu sehen, spürte sie die Augen ihres Vaters, die sie anstarrten. Alles um sie herum war streng und abweisend: die dunklen Amtstrachten der Anwälte, das lebhafte Scharlachrot der Richterroben, deren Perücken und gewichtigen Mienen.

So stand sie, eine kleine Gestalt, von der Umgebung überwältigt, im Gerichtssaal und wusste nicht, was man von ihr erwartete. Die formelle Atmosphäre des ehrwürdigen Saals verwirrte und verunsicherte sie zugleich, während sie auf Anweisungen wartete. Dann spürte sie, wie jemand sie am Arm fasste und ihr bedeutete, wo sie sich hinstellen sollte. Wie in Trance trat sie in den Zeugenstand, aus dem nur ihr Kopf herausragte. Der Richter ergriff das Wort, sagte, wie bereits vom Gerichtsdienner angekündigt, er habe nur ein paar Fragen an sie. Der Gerichtsdienner reichte ihr die Bibel, und sie sprach mit zitternder Stimme den Eid nach, den er ihr vorsagte.

»Ich schwöre, dass ich die Wahrheit sage, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, so wahr mir Gott

helfe.«

»Antoinette«, sagte der Richter, »ich möchte nur, dass du mir ein paar Fragen beantwortest, dann kannst du gleich wieder gehen. Beantworte sie, so gut es dir möglich ist. Und denk daran, dass du nicht angeklagt bist. Glaubst du, du schaffst das?«

Schließlich gelang es ihr, die Augen zu heben und den Richter anzusehen, denn der Ton seiner Stimme gab ihr das Gefühl, dass er auf ihrer Seite stand. Sie hielt ihren Blick auf sein Gesicht geheftet. Auf diese Weise konnte sie ihren Vater nicht sehen. »Ja.«

Der Richter beugte sich vor, legte die Hände auf die Bankkante und sah sie freundlich an. »Hast du deiner Mutter irgendwann davon erzählt, was dir angetan wurde?«

»Nein.« Beinahe glaubte sie, was sie gesagt hatte, denn noch immer blendete sie die Erinnerung an den Moment aus, als sie sich ihr anvertraut hatte. Sie ballte die Hände zu Fäusten, sodass sich ihre Nägel in ihre Handballen gruben. Sie hatte gedacht, dass ihre Tränen von dem vielen Weinen versiegt wären, doch nun drohten sie erneut zu fließen. Ihre Augen kribbelten und brannten, doch sie kämpfte mit aller Kraft dagegen an. Um nichts in der Welt wollte sie in aller Öffentlichkeit weinen und diesen Fremden ihre Scham zeigen.

»Bist du aufgeklärt? Weißt du, wie Frauen schwanger werden?«

Während der ganze Saal gebannt auf ihre Antwort wartete, war die Spannung mit Händen zu greifen. Sie hielt den Blick weiter auf den Richter geheftet und versuchte, den Rest ihrer Umgebung auszublenden, ehe sie im Flüsterton sagte: »Ja.«

Sie spürte, wie ihr Vater sie fixierte und wie sich die Spannung noch verstärkte, als der Richter die letzte Frage stellte. Der ganze Saal hielt den Atem an, als seine Worte

erklangen: »Dann hattest du doch bestimmt Angst davor, schwanger zu werden?«

Diese Frage war ihr so viele Male gestellt worden, von Sozialarbeitern und der Polizei, und dieselbe Antwort, die sie ihnen gegeben hatte, gab sie nun auch dem Richter. Vorsichtig wiederholte sie: »Er hat etwas benutzt, was wie ein Ballon aussah, und er sagte, dass das verhindern würde, dass ich ein Kind bekomme.«

Ein kollektives Seufzen war zu vernehmen, als würden alle gleichzeitig ausatmen. Damit hatte sie bestätigt, was jeder vermutet hatte: dass Joe Maguire seine Tochter systematisch und berechnend missbraucht hatte. Seit ihrem sechsten Lebensjahr. Und nachdem sie ihre erste Periode bekommen hatte, hatte er Kondome benutzt.

Mit Antoinettes Antwort wurde die Verteidigungsstrategie ihres Vaters hinfällig. Er hatte sich bemüht, seine Verfehlungen als die Handlungen eines kranken Mannes darzustellen, der Opfer seiner triebhaften Veranlagung geworden war. Doch die unschuldige Beschreibung eines Kondoms durch seine Tochter, die nicht einmal den Namen des Verhütungsmittels kannte, entlarvte ihn als Lügner. Er hatte keineswegs aus dem Affekt heraus gehandelt, sondern vorsätzlich. Joe Maguire war ganz und gar verantwortlich für sein Verbrechen.

Der Richter dankte ihr für ihre Antworten und sagte, sie könne den Gerichtssaal wieder verlassen. Den Blick starr auf den Boden gerichtet, um nicht dem ihres Vaters zu begegnen, ging sie auf die Doppeltür zu und wieder hinaus in den Wartebereich.

Sie war nicht mehr anwesend, als der Richter das Urteil verkündete. Der Anwalt ihres Vaters, dessen Honorar ihre Mutter bezahlte, erläuterte ihr eine halbe Stunde später die Details.

Joe Maguire bekam eine vierjährige Haftstrafe für ein Verbrechen, das er über einen Zeitraum von sieben Jahren verübt hatte. In Wirklichkeit sollte er bereits nach dreißig

Monaten wieder frei herumspazieren: innerhalb eines Drittels der Zeit, die Antoinettes Leid gedauert hatte.

»Dein Vater will dich sehen«, erklärte der Anwalt ihres Vaters. »Er ist in einer der Haftzellen.«

Noch immer auf Gehorsam getrimmt, ging sie zu ihm. Es war eine kurze Unterredung. Er sah sie von oben herab an, nach wie vor überzeugt, sie kontrollieren zu können. Sie solle sich um ihre Mutter kümmern, sagte er. Unfähig, sich aus ihrer Rolle der gehorsamen Tochter zu befreien, versprach sie es. Wer sich um seine Tochter kümmern würde, schien nicht seine Sorge zu sein.

Als sie die Zelle verließ, erfuhr sie, der Richter wünsche sie in seinem Büro zu sehen. Ohne Perücke und die scharlachrote Richterrobe erschien er ihr nicht ganz so einschüchternd, sondern freundlicher. Während sie ihm in dem kleinen Raum gegenüber saß, hörte sie sich an, was er ihr zu sagen hatte, und empfand seine Worte als tröstlich.

»Antoinette, du wirst feststellen, nein, du hast bereits feststellen müssen, dass das Leben nicht gerecht ist. Die Menschen werden dir die Schuld geben, ja, das haben sie schon getan. Aber ich will, dass du mir jetzt gut zuhörst. Ich habe die Polizeiberichte gelesen. Ebenso wie die ärztlichen. Ich weiß genau, was dir angetan wurde, und versichere dir, dass du rein gar nichts dafür kannst. Du hast nichts getan, dessen du dich schämen müsstest.« Er lächelte ihr aufmunternd zu und begleitete sie dann zur Tür.

Indem sie sich seine Worte tief in ihr Bewusstsein einprägte, verließ sie das Gerichtsgebäude; Worte, die sie sich über die Jahre hinweg immer wieder in Erinnerung rief. Worte, die ihr helfen sollten, einer Familie und einer Kleinstadt gegenüberzutreten, die die Meinung des Richters nicht teilten.

Drei

Es war 1961, und ein Jahr war vergangen, seit ihr Vater verurteilt worden war, für eine Tat, die die Zeitungen als »ein schlimmes Vergehen gegenüber einer Minderjährigen« bezeichnet hatten. Die Verhandlung hatte unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattgefunden, um ihre Identität zu schützen, doch genützt hatte es nichts. Die Details waren hinlänglich bekannt, und jeder in Coleraine wusste, was passiert war. Die Leute wussten es – und gaben Antoinette die Schuld. Sie hatte bereitwillig mitgemacht, flüsterten die Leute hinter vorgehaltener Hand, warum sonst hatte sie so lange geschwiegen? Erst als sie schwanger wurde, rief sie laut, sie sei vergewaltigt worden, und brachte damit diese furchtbare Schande über die Familie ihres Vaters.

Antoinette wurde der Schule verwiesen. Die Familie ihres Vaters wollte sie nie wiedersehen. Die Kleinstadt schlug ihr die Tür vor der Nase zu. Wohin sie auch ging, schnitt man sie.

Ruth, Antoinettes Mutter, wollte nur eines: der Stadt so schnell wie möglich den Rücken kehren, um der Schande zu entfliehen, die das Verbrechen ihres Mannes über sie gebracht hatte, und nicht länger dem Gerede der Leute ausgesetzt zu sein. Nichts hätte sie zum Bleiben bewegen können. Hastig verkaufte sie das Haus, ebenso wie Joes schwarzen Jaguar, doch auch nachdem beides veräußert worden war, war das Geld knapp.

Unbeirrt zog sie mit Antoinette aus Coleraine weg nach Belfast, wo sie in der Shankill Road, einem armen Viertel, ein Haus mietete. Antoinette war einerseits erleichtert, dass sie Coleraine verlassen hatten, andererseits aber waren ihre Träume von einer guten Schulbildung fürs Erste geplatzt. Um das karge Einkommen aufzubessern, das Ruth als Leiterin eines Coffeeshops in der Innenstadt erzielte, verdingte sich Antoinette als Haushaltshilfe.

Doch die Angst war ihr ständiger Begleiter. Ebenso wie das Gefühl der Zurückweisung durch jeden, der ihr nahegestanden hatte. Sie fühlte sich einsam, ungeliebt und wertlos. Sie sah nur noch einen Ausweg: diese Welt zu verlassen, in der man sie nicht mehr wollte. Eines Tages schluckte Antoinette eine Überdosis Tabletten, spülte sie mit Whiskey hinunter und schnitt sich fünfzehn Mal die Pulsadern auf. In allerletzter Sekunde wurde sie gefunden, überlebte ums Haar und verbrachte drei Monate in einer Nervenklinik in einem Vorort von Belfast. Ihrem zarten Alter hatte sie es zu verdanken, dass sie von Elektroschocks und Beruhigungsmitteln verschont blieb. Stattdessen kam sie in den Genuss einer intensiven Therapie, die ihr half, ihre Depressionen in den Griff zu bekommen. Schließlich war sie wieder so weit hergestellt, dass sie die Klinik verlassen und ihr Leben außerhalb deren Mauern wieder aufnehmen konnte.

Während Antoinettes Erkrankung hatte Ruth ein Haus gekauft. Als Antoinette in ihr neues Heim zog, wagte sie zum ersten Mal zu hoffen, dass ihr Leben vielleicht eine Wendung zum Besseren nehmen würde.

Das hübsche viktorianische Pförtnerhäuschen stand in einem Vorort von Belfast. Die kleinen Zimmer waren vollgestopft mit billigen, schäbigen Möbeln. Der Putz an den Wänden war alt und rissig, ebenso wie die Fensterrahmen und die Fußbodenleisten. Vorhänge mit Blumenmustern, ehemals für größere Fenster gedacht, waren notdürftig gekürzt worden und hingen plump herab.

Die in beißenden Farben und schreienden Mustern gehaltenen Teppiche waren ausgebleichen und fadenscheinig.

»Das ist es, Antoinette«, sagte Ruth, als sie das Haus zum ersten Mal betrat. »Dies ist unser neues Heim. Jede von uns hat ein Zimmer. Na, was sagst du?«

Vom ersten Augenblick an fühlte sich Antoinette in dem Haus geborgen. Sie wusste nicht, warum sie ausgerechnet hier beginnen sollte, die Vergangenheit hinter sich zu lassen, aber sie hatte das Gefühl, dass es möglich war. Tatsächlich sollte in diesem Haus allmählich die Angst nachlassen, mit der sie acht Jahre lang hatte leben müssen, die sie jede wache Minute verfolgt und sie in ihren Albträumen heimgesucht hatte. Das Häuschen, Antoinette spürte das ganz fest, war für sie ein Ort der Zuflucht, wo sie sicher und geschützt vor der Welt war.

Ihre Mutter und sie verwandelten es nach und nach in ein wohnliches Heim. In dem gemeinsamen Wunsch, es behaglich und einladend zu haben, verpassten sie dem hässlichen alten Verputz einen neuen Anstrich, wobei sie mit laienhaftem Enthusiasmus zu Werke gingen. Dem abgewohnten Wohnzimmer verliehen sie eine eigene Atmosphäre, indem sie es mit Büchern füllten und liebevoll dekorierten.

Ruths Sammlung von Staffordshire-Porzellanhunden stellten sie in einer Ecke auf, während die mit Trauerweiden bemalten Wandteller auf einer alten, zerschrammten Eichenanrichte Platz fanden, zusammen mit dem Nippes und dem Krimskrams, den Mutter und Tochter auf dem Smithfield-Flohmarkt in der Innenstadt von Belfast aufstöberten. Dort an den Ständen mit Plunder und gebrauchten Möbeln machten sie ihre besten Funde.

Auf einem ihrer unzähligen Streifzüge über den Markt entdeckte Antoinette einen grünen Armsessel. Aufgeregt winkte sie ihre Mutter herbei, um ihn ihr zu zeigen, und gemeinsam beschlossen sie, das Möbel zu erstehen. Dieses

Fundstück, für das sie lächerliche zwei Pfund bezahlt hatten, wurde zu Antoinettes Lieblingssessel. Sie mochte den weichen Samt, mit dem er überzogen war, ebenso wie die Flügel, die rechts und links am oberen Ende der Rückenlehne hervorragten und ihren Nacken vor unangenehmem Luftzug schützten.

Im Laufe der Wochen, als sie sich in ihrem neuen Heim einrichteten, stellte sich endlich die Nähe zu ihrer Mutter ein, nach der sich Antoinette jahrelang so gesehnt hatte, und das Vertrauen, das sie einst zu ihr gehabt hatte, begann sich wieder zu regen. Antoinette war so glücklich darüber, dass sie nie mehr wissen wollte, warum es zuvor anders gewesen war und wie es so weit hatte kommen können. Sie verschloss ihre Erinnerungen an die schrecklichen Jahre zwischen sechs und fünfzehn und die Rolle ihrer Mutter dabei in den Tiefen ihres Bewusstseins und weigerte sich, erneut die Fragen zu stellen, die sie so lange gequält hatten. Stattdessen blickte sie in die Zukunft. Wenigstens war sie jetzt an einem Ort, an dem sie sich sicher fühlte, und die Beziehung zu ihrer Mutter wurde enger. Sie entdeckte, dass es ihr weit mehr Zufriedenheit verschaffte, zu lieben, als selbst geliebt zu werden. Und wie eine Blume in der Sonne begann sie zu erblühen.

Bald besorgte Ruth Antoinette eine Stelle als Kellnerin in dem Coffeeshop, wo sie als Geschäftsführerin tätig war. Die Arbeit war nicht schwer, und Antoinette genoss es. Kaum kamen sie abends nach Hause, schlugen Mutter und Tochter die Zeitung auf, um ein Programm auf einem der beiden damals verfügbaren Fernsehsender auszuwählen. Jede mit einem Tablett mit dem Abendessen auf den Knien, saßen sie vor dem Fernseher und schauten sich gebannt einen der Schwarzweißfilme oder eine Quizshow an, ein behaglich knisterndes Kaminfeuer im Rücken. Der Fernseher war Antoinettes Stolz und ihre Freude, der einzige Einrichtungsgegenstand, den sie neu gekauft hatte – sie hatte eigens dafür gespart.

Vor dem Schlafengehen füllte Antoinette zwei Wärmflaschen mit heißem Wasser und trug sie die enge Treppe hinauf, die vom Wohnzimmer auf den kleinen quadratischen Treppenabsatz unter dem Dach führte. Einander gegenüber lagen die beiden unbeheizten Schlafzimmer mit ihren Dachschrägen und schiefen Fenstern. Sie wickelte jede der rosa Wärmflaschen in einen Pyjama und legte sie in die kalten Betten, damit sie später wenigstens von einem warmen Fleck empfangen wurden.

Wieder unten, tranken sie eine Tasse heiße Schokolade, dann ging Ruth nach oben und überließ ihrer Tochter den Abwasch. Als Letztes gab Antoinette erst Holzkohlestückchen und dann feuchte Teeblätter auf die Glut im Kamin, um das Feuer für die Nacht zu dämmen und doch am nächsten Morgen unter den Blättern eine schöne Glut zu finden, in der sie dann nur mit dem Feuerhaken ihres Kaminbesteckgestells herumstochern musste, um das Feuer neu zu entfachen.

Antoinette stand als Erste auf. In der Küche wusch sie sich eilig mit einem Schwamm an der Spüle. Der Dampf aus dem Teekessel vermischte sich mit ihrem Atem, während sie Wasser für den Tee erhitzte. Einmal in der Woche wurde ein Paraffinofen angeheizt. Neben einer schwachen Wärme sonderte er auch widerliche Dämpfe ab. Während er aufheizte, zog Antoinette eine alte Zinkbadewanne hervor und füllte sie kochtopfweise mit kochendem Wasser. Wenn es in der Küche allmählich warm wurde, nahm sie ein schnelles Bad und wusch sich die Haare. In einen Flanellbademantel gehüllt, säuberte sie anschließend die Wanne und bereitete für ihre Mutter ein heißes Bad vor. Ihre Kleidung wusch sie ebenfalls – wie damals üblich – von Hand; anschließend hängte sie sie im kleinen Hintergarten auf, wo zwischen zwei Metallstangen eine Wäscheleine gespannt war. Die noch feuchten Wäschestücke bügelte sie vor dem Kaminfeuer, sodass das

Wohnzimmer von Dampf und dem Geruch frisch gewaschener Wäsche erfüllt wurde.

An Sonntagen, wenn der Coffeeshop geschlossen war, bereitete Antoinette das Frühstück vor. Während sie und ihre Mutter am Tisch saßen, hockte Judy, nunmehr ein alter, von Rheuma geplagter Hund, neben Antoinette. Aufmerksam beäugte die Hündin jede ihrer Bewegungen, hoffte sie doch, dass ihre Frauchen zu Hause bleiben und sie nicht allein lassen würden. An den Werktagen, wenn Ruth und Antoinette zur Arbeit gingen, folgte sie ihnen bis zur Tür, einen erbarmungswürdigen Ausdruck im Gesicht, den sie über die Jahre perfektioniert hatte.

Es war ein ruhiges Leben, das zugleich tröstend und heilend war, während sich der große Riss zwischen Antoinette und ihrer Mutter allmählich schloss. Nie sprachen sie darüber, was an jenem noch weit entfernten Tag passieren würde, da ihr Vater aus dem Gefängnis entlassen würde. Überhaupt sprach Ruth nie über ihren Mann, und nie bekam Antoinette einen Brief von ihm zu Gesicht – Ruth hätte niemals einen Umschlag mit dem entwürdigenden Gefängnisstempel im Haus geduldet –, und soweit Antoinette wusste, schrieb sie ihm auch nie.

Die Entlassung ihres Vaters schwebte wie ein Schatten am Horizont, doch noch lag dieser Zeitpunkt in der Ferne. Noch brauchte man sich darüber nicht den Kopf zu zerbrechen. Antoinette lebte in seliger Ahnungslosigkeit hinsichtlich Ruths Zukunftsplänen. Im Moment gab es nur sie beide.

Etliche Monate nachdem sie in das Häuschen gezogen waren, beschloss Antoinette, sich um ihre Ausbildung zu kümmern; im Stillen hatte sie ehrgeizige Pläne geschmiedet. Auch wenn sie ihre Arbeit mochte, wollte sie nicht ihr Leben als Kellnerin fristen, außerdem hatte sie den Wunsch, ihre Mutter stolz zu machen. Die größte Hürde bestand darin, dass sie so jung die Schule

abgebrochen hatte und sich potenzielle Arbeitgeber an der Tatsache stören würden, dass sie keinen Abschluss vorzuweisen hatte. Ohne eine Qualifikation hatte sie keine Möglichkeit, sich beruflich zu verbessern. Doch Antoinette hatte sich einen Weg ausgedacht, wie sie diesem Dilemma entkommen konnte. Sie wollte eine Sekretärinnenschule besuchen, wo sie sich nicht nur nützliche Kenntnisse aneignen würde, sondern auch ein Schulabschlusszeugnis erhielte, das bestätigte, dass sie erst mit achtzehn die Schule verlassen hatte. So könnte sie die zwei verpassten Jahre nachholen, die so wertvoll für ihre berufliche Zukunft sein würden. Sie wusste auch schon, wie sie das Geld für die Schulgebühren aufbringen könnte.

Sie hatte gehört, dass viele irische Mädchen in den Sommermonaten nach England oder Wales reisten, um dort in einem Ferienort zu jobben. Die Bezahlung war gut, das Trinkgeld reichlich, hatte man ihr gesagt. So könnte sie sich rasch und relativ leicht den nötigen Betrag erarbeiten, den sie benötigte, um die Fachschule zu besuchen. Im Coffeeshop war man bereit, ihr ein paar Wochen unbezahlten Urlaub zu gewähren und sie bei ihrer Rückkehr wieder einzustellen. In Belfast gab es immer Studenten, die selbst vorübergehend jobben wollten, sodass es nicht schwer sein würde, einen zeitweiligen Ersatz für sie zu finden.

Ein festes Ziel vor Augen zu haben fühlte sich wunderbar an. Als Antoinette mit dem Besitzer des Coffeeshops über ihre Pläne redete, schien das Schicksal auf ihrer Seite zu sein. Er hatte einen Verwandten, der ein Hotel auf der Isle of Man besaß und immer gutes Personal brauchte. Er schlug ihr vor, in den nächsten Ferien dort als Kellnerin und Zimmermädchen zu arbeiten. Antoinette wollte sich die Gelegenheit keinesfalls entgehen lassen, und vierzehn Tage später befand sie sich auf einer Fähre zur Isle of Man.

Doch statt der bereichernden Erfahrung, die sie sich erträumt hatte, entpuppte sich der Job als hart und desillusionierend. Die Mädchen wurden ausgenutzt und mussten von frühmorgens bis spätabends schuften. Antoinette fand die Arbeit extrem anstrengend, und die Bezahlung war keineswegs so gut, wie sie sich erhofft hatte. Doch da sie weder Zeit noch Gelegenheit hatte, Geld auszugeben, konnte sie einen Großteil ihres Verdienstes sparen. Daher beschloss sie, ein paar Tage früher als geplant zurückzukehren, um noch ein wenig Urlaub zu Hause zu machen, ehe sie an ihre alte Arbeitsstelle zurückkehrte.

Im Hafen angekommen, nahm sie voller Vorfreude ein Taxi, weil sie es kaum erwarten konnte, endlich nach Hause zu kommen. Die Fahrt nach Lisburn, in den Vorort, wo sie wohnten, konnte ihr gar nicht schnell genug gehen. Doch als sie die Tür aufschloss und, die Arme voller Geschenke für ihre Mutter, ins Wohnzimmer stürmte, blieb sie abrupt stehen. Vor sich erblickte sie ausgerechnet den Menschen, den sie am allerwenigsten zu sehen wünschte.

»Hallo, wie geht's meinem kleinen Mädchen?«

Ihr Vater saß in ihrem grünen Armsessel und lächelte sie selbstgefällig an, während ihre Mutter zu seinen Füßen kauerte, einen glückseligen Ausdruck im Gesicht.

Vier

Antoinette lag im Bett, und es graute ihr davor, aufzustehen. Sie versuchte sich einzureden, dass sie den gestrigen Abend nur geträumt hatte. Und doch wusste sie, dass er Wirklichkeit war, und so schwer es ihr auch fiel, sie würde damit umgehen müssen. Ungläubig schüttelte sie den Kopf – wie konnte ihre Mutter so etwas tun? Es war nicht nur zutiefst verstörend, sondern auch grausam ihrer Tochter gegenüber.

Unfähig, noch länger liegen zu bleiben, schob sie die Bettdecke zurück, schwang die Beine über die Bettkante und begann sich anzuziehen. Ihr Körper fühlte sich matt und erschöpft an, während sie die Kleidungsstücke überstreifte. Seit sie zum ersten Mal ein Gehalt bekommen hatte, trug sie die immer gleichen Sachen. Ihre Garderobe bestand ausschließlich aus Faltenröcken und hochgeschlossenen Pullovern in gedämpften Farben; fade Kleidung, wie ihre Mutter sie für sie bevorzugte. Die Uniform eines angepassten Mädchens aus einer Mittelklassefamilie, die nicht aus der Masse herausragen wollte.

Antoinette wartete noch eine Weile in ihrem Schlafzimmer, bis sie hörte, wie ihre Mutter das Haus verließ, um zur Arbeit zu gehen. Sie wollte sie an diesem Morgen nicht zur Rede stellen, außerdem war sie so wütend und verletzt, dass sie fürchtete, keinen Ton herauszubringen. Im Gehen rief Ruth nach oben, wie sie es immer tat, wenn Antoinette Urlaub hatte: »Ich mache mich

jetzt auf den Weg, Liebes. Bis heute Abend!« Ihre Stimme klang fröhlicher als sonst, bestimmt hatte der Wochenendbesuch ihres Mannes sie aufgeheitert!

Nachdem die Tür hinter ihrer Mutter laut ins Schloss gefallen war, stieg Antoinette die Treppe hinunter. Judy wartete am unteren Treppenabsatz, und so wie sie es schon unzählige Male getan hatte, schlang Antoinette die Arme um den Hals ihres alten Hundes und grub das Gesicht in sein warmes Fell. Judy, die ihre Verzweiflung spürte, leckte ihr das Gesicht ab, als wollte sie ihr Frauchen trösten, während Antoinette die Tränen über die Wangen liefen.

Schließlich ging sie ins Wohnzimmer. Sie witterte förmlich den Geruch ihres Vaters, des Feindes, von dem sie gehofft hatte, ihm nie mehr begegnen zu müssen. Wie ein kleines Tier, das die Gefahr spürt, erstarrte sie.

Sie konnte ihn sogar in einem Raum riechen, in dem er nicht mehr war.

Jetzt wusste sie mit Sicherheit, dass sie die Ereignisse des vergangenen Abends nicht geträumt hatte. Als sie ihren Vater dort sitzen gesehen hatte, war sie unfähig gewesen, zu sprechen. Sie hatte ihre Geschenke fallen lassen und war aus dem Raum geflohen, um Zuflucht in ihrem Schlafzimmer zu suchen. Dort war sie geblieben, bis er ging, während sie zu verstehen versuchte, was passiert war. Sie glaubte ihren Augen nicht trauen zu können. Sie hatte gedacht, sie und ihre Mutter hätten ein neues Leben begonnen, doch nun schien es, als hätte Ruth die Zeit nur überbrückt, bis sie das alte wieder aufnehmen konnte. Und Antoinette war einfach nur eine Gefährtin gewesen, die ihr in der Zeit des Wartens Gesellschaft leistete.

Es waren einige Stunden vergangen, seit ihr Vater das Haus verlassen hatte, um nach seinem Freigang wieder rechtzeitig ins Gefängnis zurückzukehren, und doch verpestete seine persönliche Duftmarke noch immer den Raum – der Geruch nach Zigaretten, Haaröl und altem Schweiß. Ihr Blick fiel auf den Aschenbecher, der von den

Kippen seiner selbstgedrehten Zigaretten überquoll – der physische Beweis für seinen Besuch. Sie öffnete die Fenster, nahm den Aschenbecher und leerte ihn. Doch seinen Geruch konnte sie nicht so schnell aus der Luft vertreiben, und er rief hässliche Erinnerungen in ihr wach.

Sie wusste, sie würde sich mit der Tatsache abfinden müssen, dass der erste Wochenendfreigang, der ihrem Vater nach zwei Jahren gewährt worden war, ihn auf direktem Weg zu seiner Frau zurückgebracht hatte. Die ihn offensichtlich mit offenen Armen empfangen hatte. Ja, sie hatte ihn nicht etwa halbherzig aufgenommen, sondern, das hatte Antoinette sehen können, ihm einen warmen Empfang bereitet.

Ihr Vater war hier in ihrem neuen Heim gewesen, hatte es allein durch seine Anwesenheit befleckt. Ihr war, als wäre sie in Treibsand geraten, und als würde sie, auch wenn sie noch so dagegen ankämpfte, unweigerlich hinabsinken, zurück in ihre Vergangenheit, zurück an jenen dunklen Ort, wo sie so viele Jahre gefangen gewesen war.

Sie versuchte, sich das Gefühl der Sicherheit wieder zu vergegenwärtigen, das ihr dieses Haus während der letzten Monate gegeben hatte. Sie wollte die Erinnerung an die vergangene Nacht vertreiben und Trost aus der vertrauten Umgebung ziehen.

Doch durch den Schleier der Benommenheit, den der Schock und ihr ungläubiges Staunen hervorgerufen hatten, brach sich ein anderes Gefühl Bahn. Die Erkenntnis, dass ihre Mutter sie zutiefst betrogen hatte, machte sie so wütend, dass dieses Gefühl alle anderen Emotionen überlagerte.

Sie weiß, was er mir angetan hat, ihrer eigenen Tochter. Wie kann sie ihn noch immer lieben?, fragte sie sich zum wiederholten Male, während sie rastlos im Wohnzimmer auf und ab ging. Und wenn sie in der Lage ist, ihm zu vergeben, was empfindet sie dann für mich? Waren diese letzten gemeinsamen zwei Jahre nur ein Lügengebäude?